











(Nachdruck verboten.)

## Die quade Foeike.

Roman aus der Emſgau. Von F. Klinck-Lütetsburg.

II.

„Wo iſt der Bauer?“ fragte Foeike den Kleinknecht, als es acht Uhr geworden war und ſie den Vater noch immer nicht zu Weiſchi bekommen hatte.

„In die Stadt gefahren“, lautete die Antwort. Der vermerkte Blick, den ſie auf den Kleinknecht warf, veranlaßte diejen zu einer weiteren Erklärung:

„Ich denke auf's Amtsgericht.“

„Was — will — er — dort?“

„In der zögernden Frage lag ſchon die Ahnung von dem, was ich zutragen ſollte.“

„Anzeigen — von wegen dieſer Nacht.“

„Anzeigen? Wen?“

„Ich weiß nicht. Die Herren vom Amte ſollen's herausbringen, wer die Pferde losgepöppelt. Geſtern ſind auch im Garten wieder ſechs Stückbeerbüſche abgeſchnitten. Der Bauer will's nicht mehr leiden.“

Foeike war ſehr erſchrocken. Eine Fluth von Gedanken ſtürmte plötzlich auf ſie ein, von welchen ſie nur den einen klar erfaßte, daß das Vorgehen des Vaters höchſt unangenehme Folgen haben werde. An einen derartigen Ausgang hatte ſie nicht gedacht. Sie machte ſich heftige Vorwürfe, daß ſie den Vater allein gelaffen und fruchtloſen Träumereien ſich hingegeben hatte, während es ihr vielleicht möglich geweſen wäre, ihn von der Durchführung einer Abſicht zurückzuhalten, die nur im Zorn entſtanden ſein konnte.

Mit Ungebuld erwartete ſie die Heimkehr des Vaters. Träge und langſam ſchlichen die Stunden vorüber. Erſt gegen Mittag hörte ſie den leichten Raadwagen heranrollen. Es war ihr kaum möglich, dem Angekommenen entgegen zu gehen. Ehe ſie noch einen Entſchluß gefaßt, betrat dieſer aber ſchon die Küche.

„Vater, wo ſeid Ihr geweſen?“

Der Bauer ſah ſünder aus. Foeike glaubte, nie einen ähnlichen Geſichtsausdruck an ihm wahrgenommen zu haben.

„In der Stadt — auf dem Gericht“, entgegnete er. „Ich habe Anzeige gemacht.“

„Damit kriegen wir unſere Pferde nicht wieder.“

„Freilich nicht, aber ſie ſollen doch einmal ſehen, daß Uffe Atjes Meinhardi nicht Alles mit ſich aufſtellen läßt. Wer's gethan hat, mag ſeine Strafe bekommen.“

„Was denkt Ihr, wer es geweſen iſt, Vater?“

„Was weiß ich's? Leider Gottes giebt es der elenden Kreaturen genug, die vor Reid und Mißgunſt berſen und dem lieben Mächten ſein biſchen Hausalück und Frieden nicht gönnen. Geſtern Nachmittag haben ſie uns auch wieder Beerenſträucher im Garten abgeſchnitten.“

Einen Augenblick drängte es Foeike, ihrem Vater von dem, was ſie am vorhergehenden Abend gehört und geſehen. Mittheilung zu machen, aber dann dachte ſie, daß ſie die Sache nur dadurch verſchlimmern könne. Es war beſſer, ſie warte ab; vielleicht vertief ſich die Geſchichte noch im Sande. Wenn nicht, war es immer noch Zeit zum Neben.

Während der nächſten Tage herrſchte im Meinhardi'schen Hauſe förmlich Gewitterwölle. Nicht etwa, als ob es ſtiller hergegangen wäre als ſonſt. Die Art, wie jeder Mitbewohner deſſelben ſeine Arbeit zu verrichten gewohnt war, ließ kein Abweichen von einer Regel zu. Es ging immer am Schnürchen. Uffe Atjes aber war in einer Stimmung, wie man ſie kaum je zuvor an ihn wahrgenommen, und ein Jeder im Hauſe hatte das Gefühl, als ob ein drohendes Unwetter im nächſten Augenblick über ſeinem Haupte ſich entladen werde, weil er irgend etwas verbrochen habe.

Und doch war es nur eine Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, die den Bauern in eine ſo andauernd üble Laune verſetzt hatte, daß die Kunſt der Selbſtbherrſchung ihm ſo ganz und gar abhanden gekommen war, und es ihm nicht einmal gelang, wenigſtens ſeiner Tochter gegenüber ruhig zu erſcheinen. Die kurzen Antworten, welche er deſſelben auf an ihn gerichtete Fragen gab, bewogen Foeike bald, dem Vater ſo viel wie möglich aus dem Wege zu gehen.

Uffe Atjes hatte ſich — vielleicht zum erſten Male in ſeinem Leben — von Jähzorn hinreißen laſſen, als er in die Stadt gefahren war, um einen an ihm verübten Frevler zur Anzeige zu bringen. Sobald er ruhiger geworden, und das war nicht lange nachher geweſen, täuſchte er ſich nicht über die Unannehmlichkeiten, welche er ſich durch den unternommenen Schritt bereitet. Vor allen Dingen war es der Gedanke an das Gerüde unter den Leuten, dem er eine willkommene Nahrung gegeben, die ihn peinigte. Es wäre beſſer geweſen, er hätte die ganze Geſchichte zu bemänteln verſucht, wußte er doch nur zu gut, daß man ihm immer einen herzhaften Verdruß gönnte.

Etwa vierzehn Tage mochten ſeit dem Vorgehen verfloſſen ſein, als eines Tages der Briefbote das Meinhardi'sche Haus betrat. Das war ein Ereigniß. Uffe Atjes ging neugierig auf ihn zu. Der Bote fragte nach der Mannſell, gab aber doch einen großen Brief an den Bauern ab.

„Königliches Amtsgericht zu St.“ ſtand deutlich auf dem Siegel.

Uffe Atjes erſchrak, war jedoch beſonnen genug, keinerlei Unruhe zu zeigen. Foeike hatte auf der Diele zu thun, und würde nicht gleich kommen. So bot er dem Briefboten noch einen Trunk an, der dankbar angenommen wurde, und fragte, ohne irgend welche Unruhe zu verrathen, ganz beiläufig nach dieſem oder jenem.

Endlich war er allein. Seine Hand, welche den Brief hielt, den er aufmerkſam betrachtete, zitterte. Was konnte der Brief enthalten? Nur unbeſtimmt kam ihm eine Ideenverbindung zwiſchen demſelben und ſeiner Anzeige.

„Foeike!“ rief er.

Die Tochter kam ſofort herbei.

„Foeike da — ein Schreiben für Dich, vom — vom Amtsgericht zu St.“

„Für mich?“

Nur zögernd händigte er dem ſichtlich überraschten Mädchen den Brief aus, aber — es mußte ſein.

„Vater — eine Vorladung!“ Sie ſtockte. Heiß ſtieß das Blut ihr ins Geſicht. „Vater — ich ſoll — ich muß — auf's Gericht! Ach Gott!“

Sie war todtenbleich und ſetzte ſich auf einen Stuhl am Tiſche nieder. Das Blatt entfaltete ihrer Hand.

„Nun, ſo gieb doch einmal her,“ ſagte Uffe Atjes gereizt.

„Was willſt Du auf dem Gericht?“

Er nahm das Blatt. Während er las, preßten ſeine dünnen Lippen ſich feſt aufeinander und die Brauen zogen ſich finſter zuſammen. Das Schreiben war in der That eine Zeugenvorladung für Foeike. Was ſollte ſie bezeugen? Was hatte ſie mit der ganzen Sache zu thun? Der Gedanke, daß ſeine Tochter als Zeugin vernommen werden ſollte, ließ kalte Schweißtropfen auf ſeine Stirn treten. Er konnte ſich nicht gleich beſinnen, und nur ein iſtinctives Gefühl ſagte ihm, daß er Foeike einen derartigen Gang nicht antreten laſſen wolle. Dieſes Gefühl gab ihm einen Theil ſeiner verlorenen Faſſung zurück.

„Sei ruhig, Foeike. Das hat gar nichts zu ſagen. Du brauchſt nicht auf's Gericht. Laß mich nur machen.“ Dieſe Worte übten ohne Zweifel eine beruhigende Wirkung auf Foeike aus. Sie ſah zwar keine Möglichkeit, dieſer gerichtlicherſeits an ſie erganzenen Aufforderung auszuweichen, aber ſie war gewohnt, den Worten des Vaters unbedingten Glauben beizumessen. Er ſah wohl klarer, als ſie.

Während die Tochter an ihre Arbeit ging, hatte Uffe Atjes

sich in seinen Stuhl, der ihm in der letzten Zeit wiederholt zu einem wirklichen Sorgenfuhl geworden war, in der Ecke beim Herdfeuer nie ergelassen, um in Ruhe nachzudenken und zu überlegen. Was ihm in ersten Schrecken eine unbestimmte Idee gewesen war, nahm alsbald Form an. Indem er sich des Amtsgerichts-raths Gutmund erinnerte, war ihm zunächst der Gedanke gekommen, daß es ihm möglich sein werde, der Tochter und sich selbst eine große Unannehmlichkeit zu ersparen. Noch vor wenigen Jahren gehörte der Amtsrichter zu den Gärten des Meinhardt'schen Hauses, die jeden Sommer wiederkehrten, um sich auf kürzere oder längere Zeit dessen vorzügliche Verpflegung gefallen zu lassen. Foelke war keine Freundin dieser amtsrichterlichen Besuche gewesen, welche für sie stets eine Reihe von Verdrießlichkeiten aller Art im Gefolge gehabt, denn nie war es ihr gelungen, den Vater durch ihre Art, in welcher sie diese Gänge aufgenommen, zufrieden zu stellen, obwohl sie sich alle Zeit redlich bemüht gezeigt hatte, dem Amtsrichter und seiner Familie den Aufenthalt im Hause ihres Vaters so angenehm als möglich zu machen. Sie hatte aufgetragen, was Küche und Keller geboten, die besten Räume zur Aufnahme von sechs Menschen hergerichtet; hatte die Betten mit dem feinsten Linnen bezogen und Sorge getragen, daß Niemand eine Bequemlichkeit vermisse, welche die Stadt bieten konnte.

Dem Vater that sie damit nicht genug. Uffe Atjes war gelegentlich einmal in der Wohnung des Amtsrichters gewesen, und die elegante Einrichtung derselben bildete naturgemäß einen auffallenden Gegenlag zu derjenigen eines Bauernplatzes. Das Bewußtsein aber, daß seine „Freunde“ mancherlei Dinge vermischen mußten, die in der Stadt zu ihren täglichen Bedürfnissen gehörten, hatte ihn unsicher gemacht, ob es ihnen bei ihm wohlgefallen könne, und die Befürchtung, daß ein Sommer kommen werde, in dem er nicht mehr „vornehmen Stadtbesuch“ haben würde, ließ ihn während der Zeit dieser Besuche ungerecht gegen seine Tochter sein und Forderungen an diese stellen, welche sie mit dem besten Willen nicht hatte befriedigen können.

Als dann dieser Besuch in der That ausgeblieben war, hatte Uffe Atjes sich nicht wenig geneigt gefühlt, Foelke wenigstens zum Theil dafür verantwortlich zu machen. In Folge dessen war es wischen Vater und Tochter zu einem Austritt gekommen, welcher Ersterem noch lange in unliebbarer Erinnerung geblieben, die den Namen des Amtsrichters gern vermeiden ließ. Uffe Atjes hatte einsehen gelernt, daß seine Autorität allein nicht mehr ausreichte, Foelkes gesunden Verstand zu verwirren. Ruhig und gleichmüthig hatte sie ihre Meinung über den wahren Sachverhalt dahin ausgesprochen, daß dem Herrn Amtsgerichts-rath ein einfacher ländlicher Aufenthalt, der dem Amtsrichter sehr angenehm gewesen sein möge, nicht mehr befriedigend, weil ein bedeutendes ererbtes Vermögen ihn in den Stand gesetzt habe, nunmehr seiner wiederholt ausgesprochenen Neigung, Modebäder zu besuchen, zu folgen.

Unter diesen Umständen durfte Uffe Atjes wohl die Befürchtung hegen, daß Foelke seiner Absicht, den Amtsgerichts-rath Gutmund aufzusuchen, um diesen zu bitten, seiner Tochter eine Zeugenvernehmung zu ersparen, nicht zustimmen werde. Um so

mehr sah er sich von dem Gegentheile überrascht. Foelke hatte freilich die vom Vater ausgesprochene Beruhigung, daß sie nicht zu dem anberaumten Termin werde gehen brauchen, anders aufgefaßt, vielleicht geglaubt, der an sie ergangenen Aufforderung einen passiven Widerstand entgegen setzen zu können. Nachdem der Vater ihr aber eröffnet, daß nur durch die Vermittelung des Herrn Rath's der gefürchtete Gang ihr eripart bleiben könne, setzte sie der Absicht des Vaters kein Wort des Widerspruchs entgegen, sondern nannte dieselbe eine ganz vernünftige und erklärte sich bereit, ihn in die Stadt zu begleiten.

So wurde der nächste Sonntag für die Fahrt nach St. bestimmt. Foelke wünschte dringend, von einer sie peinigenden Anruhe befreit zu werden, und war entschlossen, wenn es sein mußte, ihre Bitten mit denen des Vaters zu vereinen.

Es war ein herrlicher Sommertag, als der leichte Jagdwagen, mit zwei prächtigen Braunen bespannt, die Chaussee entlang rollte. Hier und da war mit dem Sicheln des Roggens begonnen, aber weder Uffe Atjes, noch seine Tochter machten eine Bemerkung darüber, wenn ihnen auch der Beginn der Ernte als ein sehr früher auffallen mochte. Jeder war mit seinen eigenen, nicht besonders erfreulichen Gedanken beschäftigt. Beide befanden sich in einer ihnen ganz fremden Lage: Sie wollten um Etwas bitten!

Nun fand sich, daß der Zeitpunkt für ihren Besuch nicht besonders gut gewählt war. Sie wurden von einem hübschen Dienstmädchen mit einiger Verlegenheit empfangen und in den Salon geführt. Hier bat dasselbe den Bauern und seine Tochter, Platz zu nehmen. Der Frau Rath würden diese Leute im gegenwärtigen Augenblicke zweifellos störend und höchst unwillkommen sein, doch hatte das Mädchen die Herrschaft nicht zu verleugnen gewagt. Es war lange genug im Dienst, um zu wissen, daß die anädiqe Frau ihre Gründe habe, die Beziehungen zu einer Familie aufrecht zu erhalten, die ihr zwar gesellschaftlich nicht ebenbürtig war, aber doch gelegentlich sich ihrer ganz besonderen Zuorkommenheit erfreute.

Es dauerte längere Zeit, ehe der Amtsgerichts-rath und seine Gemahlin erschienen. In dem mit mehr Reichthum als Eleganz ausgestatteten Zimmer herrschte eine dumpfe Schwüle wie in einem nur selten gelüfteten Raum, und Foelke dachte, daß es gerade sei, als ob die kupferfarbenen Blüschvorhänge vor Thüren und Fenstern die Luft noch verengten.

Auf ihren Vater machte diese Umgehung einen ganz von dem ihren verschiedenen Eindruck. Unwillkürlich stellte er wieder einmal Vergleiche zwischen dem Glanz dieser Einrichtung und der einfachen seines Hauses an. Der Herr Amtsgerichts-rath war wohl ein sehr reicher Mann geworden, der alle Anforderungen eines vermögenden Menschen an das Leben befriedigen konnte, und seine Gemahlin, die Tochter eines Wollwaarenfabrikanten, der sich heraufgearbeitet hatte und dem ein Titel vielleicht eine ausreichende Bürgschaft für das Glück seines Kindes gewesen, konnte nun nach Herzenslust ihre Vorliebe für kostbare Toiletten befriedigen.

(Fortsetzung folgt.)

## Herzogin Hadewig.

(Schluß.)

Frau Hadewig war die Tochter des Herzogs Heinrich I. von Bayern, des Bruders Kaiser Otto I. und dessen Gemahlin Judith. Letztere wird von den zeitgenössischen Geschichtschreibern als eine Frau mit vielen Vorzügen des Geistes und des Körpers geschildert, begabt mit einem männlichen Willen, großer Thatkraft und ausgeprägter Herrschsucht. Die Neuzeit würde sie in ihrer militärisch durchhauchten Sprache überaus „schneidig“ heißen. Da diese Charakterzüge auch bei Hadewig gefunden werden, wenn auch dadurch weniger zu Tage tretend, weil sie nicht, wie die Mutter, Gelegenheit hatte, sie im großen Style zu bethätigen, so wäre ihre „erbliche Belastung“ doch immerhin klargestellt. Geboren war sie um 939 bis 940, und da es bei einem Chronisten jener Tage heißt, Burkhard II. habe, als er in der obenerwähnten Ungarnschlacht kämpfte, kurz vorher Hadewig, die Tochter des Bruders des Königs Otto, geheirathet, so war Hadewig der Sitte des Mittelalters gemäß schon in sehr jugendlichem Alter unter die Haube gekommen. Was aber Ekkehard IV. von ihrer Verlobung mit dem griechischen Kaiser Konstantin VII. erzählt,

ist ohne geschichtliche Unterlage und ist auch nicht möglich, weil Konstantin um 913 Helena, die Tochter des Romanos I., seines Mitkaißers, zur Frau nahm und 959, zwei Jahre vor Helena starb. Ekkehard hat sich auch dieser Erzählung des St. Galler Chronisten bedient und läßt Jung-Hadewig dem Maler gegenüber, den der Kaiser gesendet hat, um sie zu konterseien, „geruhen, die Augen zu verdrehen, die Zunge zu weisen und beide Hände mit ausgepreizten Fingern an die Nase zu halten.“ Von kulturhistorischen Interesse ist die Erzählung des Chronisten aber immerhin; beweist sie doch, daß Schwabenmädels, und selbst solche aus fürstlichem Blute, diese stumme und doch so berebte Sprache schon im 10. beziehungsweise im 11. Jahrhundert verstanden und übten. Man könnte nun, da der griechische Bräutigam fallen gelassen werden muß, auch die Kenntniß der griechischen Sprache bei Hadewig beargwöhnen. Ganz unabhängig davon jedoch erzählt Ekkehard IV. an anderer Stelle die reizende Szene, wie Burkhard, der Kloster-schüler, zur Herzogin auf den Trübel kommt „des Griechischen wegen“ und sie mit tadellosem Hexameter anredet: *Esse velim Graecus, cum vix sim, dom'na Latinus*. Raum ein Lateiner bin, doch Grieche wünsch' ich zu werden. Aus dieser und anderen Aeußerungen ist zu entnehmen, daß in St. Gallen die Erinnerung

an die lebendige Frau eine sehr hierin Burkhart zählt: Schwab auch ge aber wi Derz nie Verhältn Burkhart die Sch Aber B Gemahl Ungarid nach Na 965 besie die eine Was m anbetriß fielt, die M stärken. wie sie Mutter, spiel hal zu legen Schwab Eintolpe daß Her halten h Erchang Herzog wia geh beliebt Hadewig Lichte er erst 34 St. C schweigen von S und soll zu Ekke ebenfalls lichen Le Burg ge Gallus beiden, durchwel weltunkl Stuth G als es z sind, wei tigt hat. Ekkehard Gegenth ihren Le erzählt C der Herz Gerichwo des W sich en daß i und waltung Günstlin auf diese gelegen den Klöß Gemahl wohl nu bei Konst die Mitt den Hof hohen W logischen gut anzue Ekkehard

an die griechische Gelehrsamkeit der Herzogin zu seiner Zeit noch lebendig war. Durch den Scheffel'schen Roman geht ein Zug, der Frau Hadewigs Ehe mit Herzog Burkhard gerade nicht als eine sehr glückliche vermuthen läßt. Der Dichter lehnt sich auch hierin an Ekkehard den Chronisten an, der von Herzog Burkhard als von einem alten Manne spricht. Scheffel erzählt: „Darum hatte Frau Hadewig den alten Herzog in Schwaben genommen, ihrem Vater zu Gefallen, hatte ihn auch gehegt und gepflegt, wie es einem grauen Haupte zutram, aber wie der Alte zu sterben ging, hat ihr der Kummer das Herz nicht gebrochen.“ Das entspricht nicht den tatsächlichen Verhältnissen. Allerdings war die Vermählung Hadewigs mit Burkhard eine politische Verbindung, ein Entgegenkommen für die Schwaben, um diese näher an das Kaiserhaus zu fesseln. Aber Burkhard war keineswegs ein alter hinfalliger Mann. Als Gemahl Hadewigs nahm Burkhard wesentlichen Antheil an der Ungarischlacht 955. Im Jahre 961 zog Burkhard mit Otto nach Rom. Vier Jahre später ist er in Worms. Im Sommer 965 besiegt er in Italien die Söhne Berengar's, alles Thaten, die einen kräftigen Mann voraussetzen. Burkhard starb 973. Was nun die Herzogin als regierende Herzogin von Schwaben anbetrifft, wie sie der Sanct Galler Chronist hinstellt, so ist das auch unrichtig. Otto II. wollte die Macht des bayerischen Hauses nicht zu sehr stärken. War Hadewig wirklich so herrschsüchtig und thatkräftig, wie sie uns geschildert wird, so möchte der Kaiser an ihrer Mutter, der Herzogin Judith von Bayern, ein warnendes Beispiel haben, nicht zu viel Macht in die Hände dieser Verwandten zu legen. Herzog Burkhard's Nachfolger in der Regierung von Schwaben war nicht Frau Hadewig, sondern Otto, Sohn Kintolf's, Nefse des Kaisers. Nüchtern aber ist dem wird sein, daß Herzogin Hadewig ihren Wittwenstolz auf dem Tiviel beibehalten hat. Einst im Besitz der berüchtigten Kammerboten Erchanger und Berthold, war die Burg nach deren Sturz an Herzog Burkhard I., der für den Vater des Gemahls der Hadewig gehalten wird, gekommen. Und hier ist es nun, wo Scheffel's beliebter Roman einsetzt. Manches wird aus dem Wittwenstande Hadewigs erzählt, das ihre milde Weiblichkeit in nicht zu rosigem Lichte erscheinen läßt. Bei dem Tode ihres Gemahls zählte sie erst 34 Jahre. Ueberaus schön, „famossissima“ nennt sie der St. Galler Chronist, was wir galanter Weise stillschweigend annehmen. Wenn sie auch nicht Herzogin von Schwaben war, so besaß sie doch viel eigen Gut und soll es mit fester Hand verwaltet haben. Ihre Beziehung zu Ekkehard, dem Helden des Scheffel'schen Romans, erzählt uns ebenfalls der St. Galler Chronist. Nach ihm hat es dem jugendlichen Lehrer der launenhaften Frau nicht zum besten auf der Burg gefallen und oft soll er sich in die stille Zelle des heiligen Gallus zurückgezogen haben. Daß die feilschen Kämpfe der beiden, erst das verlangende und doch von solchem Selbstgefühl durchwehte Hinübergehen der noch jugendlichen Wittve zu dem weltunklugen, leidenschaftslosen Mönche, dann die heißentflammte Bluth Ekkehard's, dem die Augen und das Herz erst aufgegangen, als es zu spät war, einzig und allein dem Dichter zuzuschreiben sind, weiß der, der sich mit seiner Quelle, Ekkehard IV., beschäftigt hat. Dielem, dem Chronisten, zufolge sind Herzogin und Ekkehard nicht in Feindschaft von einander geschieden. Im Gegentheil hat Frau Hadewig dem Kloster St. Gallen gegenüber ihren Lehrer in Schutz genommen. Die Abtei hätte gerne, so erzählt Ekkehard IV., den Weinort Sasbach im Breisgau von der Herzogin zum Geschenke erhalten. Nach langem Hin- und Herschwanzen, „weil wankelmüthig und veränderlich der Sinn des Weibes ist“ fügt der Chronist bei, hatte sie sich endlich entschlossen, jedoch unter der Bedingung, daß ihr täglich dort eine Messe gelesen werde und ihr Lehrer Ekkehard zeitweilig die Verwaltung über Sasbach behalte. Da aber die Mönche dem Günstling der Herzogin neidisch gewesen seien, hätten sie nicht auf diese Bedingung eingehen wollen, womit sich die ganze Angelegenheit zerklüftet habe. Andererseits war die Herzogin aber den Klöstern auch wohlgesinnt. So soll sie im Verein mit ihrem Gemahl auf dem Tiviel ein Kloster gegründet haben, das aber wohl nur klein gewesen sein kann, und dem Kloster Petershausen bei Konstanz vermachte sie beträchtliche Schenkungen. Wenn auch die Mittheilungen Ekkehard's IV., Hadewig habe ihren Lehrer an den Hof der Kaiser Otto I. und Otto II. gebracht, wo er zu hohen Würden emporgestiegen, durch die ganz unrichtigen chronologischen Angaben, die er macht, unglücklich werden, so ist doch gut anzunehmen, daß ihre Empfehlungen ihm den Weg gebahnt. Ekkehard soll als Dompropst von Mainz 995 gestorben sein,

mithin eine hochangesehene Stellung erreicht haben. Seine ehemalige Schülerin überlebte er somit um ein Jahr. Wo Herzogin Hadewig ihre letzte Ruhestätte gefunden, ist nicht bekannt. Ihre bisherige Unsterblichkeit verbannt sie Ekkehard IV. und Victor von Scheffel.

## Johann Strauß im Privatleben.\*)

Von Ludwig Hevesi.

Es ist elf Uhr Vormittags und wenn wir uns in das Hausgärtchen schmuggeln, können wir den ruhmvollen Beherrscher aller geschwungenen Tanzbeine wohl persönlich erblicken. Er hält hohes sein Leder und erscheint auf der Schwelle seines Arbeitszimmers, das in den blühenden Garten führt. Er trägt einen Morgenanzug von jener äußersten Eleganz, die ihm von jeher Lebensbedürfnis war. Ein Neagligé, das als full dress gelten könnte, von schwarzem oder braunem Sammt, oder von weißem, vielleicht ganz groß karrirtem, englischem Flanell; die Auswahl solcher Kostüme in seinen Kleiderkramen ist ja endlos. Er ist eine zierliche, lebhaft bewegte Gestalt, noch immer schlant und geschmeidig wie der Tanzdämon selber. Die kleinen Salonschuhe stecken in Glanzstiefeln, die mit hellem Tuch besetzt sind; an der feinen Salonhand, die er über die blühenden schwarzen Augen hält, um nach dem Wetter zu spähen, funkeln kostbare Ringe, am Handgelenk ein goldenes Armband mit selbstamen Anhängseln. Er ist eine schmuckfrohe, glanzfreundige Natur; Pracht wirkt auf seine Nerven als hochstimmes Element, Juwelenglänze regt seine Phantasie künstlerisch an.

Eine merkwürdige Bekant ist sein Arbeitszimmer. An einem Stehpult in der Mitte sehen wir ihn bereits arbeiten, unzugänglich durch eine förmliche Barrikade von Tischchen aller Formen, von Pulken, Notenständern, Etageren, japanischen Tabourets, die alle mit Schriften, Notenheften, Partituren, Briefen, Schreibmaterial und Zeitungen bedeckt sind. Er selbst schreibt allerdings niemals Briefe, das hat er sich entweder längst ab oder überhaupt niemals angewöhnt; seine lebenswürdige Frau, die für ihn zärtlich zu sorgen weiß, besorgt ihm alles, was Schreiberei heißt. Mit Ausnahme natürlich der Autographen auf Photographien und auf Fächern, deren ihm jeder Tag durchschnittlich ein Duzend bringt, aus aller Herren Länder, selbst über den Ocean. Und er kann nicht nein sagen, das liegt nicht in seinem gefälligen Blut; nur das Datum hinzuzufügen kann er sich nicht entschließen, dagegen sträubt sich sein Gefühl, und man muß ihn eigens darum bitten, sehr bitten, wenn er das Schriftstück datiren soll. . . . In beiden Hauptwänden ist reichliche Sitzgelegenheit zusammengestellt und darüber hängen Bilder: hier eine gute Kopie von Tizians Danae, dort eine Landschaft des greifen Remi van Haanen, das Lieblingsbild Strauß', dann eine Auswahl von Photographien seiner Frau und Tochter. In allen Ecken stehen Notenstänke, die auch als Gestelle für allerlei Gedensstücke dienen. Hier ein bronzenes Schreibzeug vom Erzherzog Wilhelm, der ihm besonders gewogen war und seine Werke eifrig spielte; dort ein Bildniß des Herzogs von Koburg; da wieder ein holzgeschnitztes Reliefporträt seines Freundes und gelegentlichen Librettisten („Kitter Basman“) Ludwig v. Degei, Dichters des hochpoetischen Lustspiels „Der Auf“, mit folgender Widmung: „Gott nahm das dümmste der Gesichter — Und gab's im Zorne einem Dichter; — Ein Schnitzer kommt mit seinem Messer — Und der macht's besser.“ Der Ofenschirm ist ein Angebinde der Geister, die darauf in ihrem Kostüm aus dem „Karneval in Rom“ dargestellt ist. Und so weiter. Das einzige Musikwerkzeug aber, daß in dieser Musikwerkstatt zu finden, ist ein Harmonium.

Das steht in einer Art Nische des Zimmers im Allerheiligsten, wo die Welt nicht hinkommt. Dort versuchen oder vollenden die Fingerspitzen auf den Tasten, was die Feder auf das Notenpapier gefrizelt hat oder frizeln will. Auf dem schmalen Dornenpfade zwischen jenem Stehpult und diesem Harmonium ist schon ein ganzer Flor der duftigsten Blüten gewachsen. Ueber dem Instrument hängt ein Stuch nach Defreggers Gemälde „Auf dem Tanzboden“ und der Maler hat mit der

\* Wir entnehmen diese lebensvolle Charakteristik des „Walzerkönigs“ dem dritten Hefte der illustrierten Halbmonatsschrift „Vom Fels zum Meer“ (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft), deren reicher Bilderschmuck, fesselnder Inhalt und Billigkeit die größte Anerkennung verdienen und dem altemährten Blatte in seiner neuen Ausstattung einen hervorragenden Platz unter den deutschen Zeitschriften sichern.

Widmung darunter geschrieben: „Heut geist der Strauß.“ Dafür widmete Strauß dem Maler ein Musikstück „Auf dem Tangboden“, das er eine „musikalische Illustration“ nannte. Unter dieser Bezeichnung wird es auch noch immer von Johannis Bruder Eduard in seinen Konzerten gespielt und muß oft dreimal wiederholt werden.

Die eigentliche, fruchtbarste Arbeitszeit des Künstlers ist aber nicht die sonnenhelle bis halb zwei Uhr, seiner Speisestunde, sondern die brütende, Leben schaffende Nacht. Um zehn Uhr Abends sucht er sein Schlafzimmer im ersten Stock auf, oder vielmehr ein daranstoßendes kleines Vouloir. Eine Flasche Wein und etliche starke Cigarren begleiten ihn. Da werden die intimsten Hausgeister lebendig und, in wache Träume eingespinnen, schafft der Meister, was die verischwiegene Mitternacht nur ihm anvertraut. Bis zwei Uhr lauscht er diesen Stimmen und hat seine feurigsten, seine schwächendsten Eingebungen. Ringsum schläft das große Wesen und bloß das Auge des Wasserfontäns wacht über ihm. Es ist als ob die unwiderstehlichen Melodien, welche die Nächte elektrifizieren sollen, nur zu nächstlicher Stunde entziehen könnten. Selbst die großen Gesellschaftsabende des allezeit gastfreien Hauses machen keinen Unterschied; die Gäste mögen noch so spät weichen, Strauß muß immer noch arbeiten, ehe er schläft.

Der Nachmittag gehört der Erholung im Billardsaal, wo seines Vaters Delbild auf die Carabollagen des Sohnes niederzuschaut und ein Tintoretto („Christus heilt die Aussätzigen“) vergebens die Hausstimmung zu verbüßern trachtet. Und gegen Abend beginnt das edelste Thun des Tages, das Tarockspiel. Strauß spielt leidenschaftlich, aber auch meisterhaft Tarock und ist glücklich wie ein Kind, wenn er gewinnt. Wie groß diese Gewinne, bei zwei bis drei Kreuzer der Point, sein können, mag sich der Leser ausrechnen. Er ist aber auch der lebenswürdige Tarockspieler und bringt Humor in den Ernst, mit dem er die Sache behandelt. Seine Einladungsformeln — denn das Tarock kann ihn sogar zum Schreiben bringen — haben meist etwas Blutrünstiges; „eine blutig ernste Tarockpartie“ oder „ein Kampf bis aufs Messer“ pflegt es da zu heißen. Und möglichst früh muß man erscheinen; auf einer seiner Visitenkarten heißt es: „Kommen Sie um sechs Uhr, damit was ausgerichtet wird, — später richten wir etwas andres aus, was tief unter dem Tarock steht, nämlich die Menschen.“

### Allerlei.

**Unfreiwillige Komik.** „Amicus Plato, sed magis amicus veritas“ heißt es im „Briefkasten“ der Redaktion des „Berliner Tageblattes“. Wir wollen nicht so boshaft sein, wie der „Nadderadatsch“, der behauptet, das „Verl. Tagebl.“ nehme es eben mit der veritas nicht so genau, können aber nicht umhin, das Latein herzlich schlecht zu finden. Leider steht es mit den Kenntnissen des „Berliner Tagebl.“ im Deutschen auch nicht viel besser; in einem Bericht, den sich das Blatt aus Paris schicken ließ, finden wir folgende Stylblüthe: „Auf der Terrasse befindet sich die Fürstin Bismard, die wieder sehr leidend aussieht, aber zwar in einem Belze, jedoch trotz der Kälte seinen Hut trägt.“ In der gleichen Nummer (485) schreibt Herr Arthur von Johnson, daß sich im fernem Oitahien „der blutige Ernst des Krieges Erbarmungslos abrollt. — Warum giebt das „Verl. Tagebl.“ die Manuskripte nicht einem Quartaner zur Korrektur? — In einem päpstlichen Blatt empfiehlt eine Droguerie „Catheter, Freepatoren und Inhalationsapparate.“ — Von der Polarisation giebt der „Ann. Anz.“ folgende Erklärung: „Letztere die Polarisation ist bekanntlich im Bereich des 51. Breitengrades besonders hervortretend und besteht im Wesentlichen in einer Wiedergabe der Objekte im umgekehrten Grade ihrer Helligkeit.“ — So, nun wissen wir, was Polarisation ist! — In Heidelberg lud unlängst die sozialdemokratische Partei auf den 1. September 1984 zu einer Laßalle-Feier ein. — Diese Einladung scheint doch etwas verfrüht! — In „Königs Kursbuch“ empfiehlt sich das in Trichtertiegel gelegene „Hotel zum Prinzen Albrecht von Preußen“ wie folgt: „Der Neuzeit entsprechend umgebaut. Gute Küche. Logis von 1 M. an. Klotel im Hause.“ — Wenn nur die Gäste bei solch fabelhaftem Luxus nicht übermüthig werden!

**Humoristisches Allerlei.** Wurst wider Wurst A. (über den Gartenzaun): „Sie könnten auch Ihre Grassmaschine malen. Das Ding macht ja einen schrecklichen Stand.“ — B.: „Stimmen Sie erit Ihr Lavier!“

Boshaft. A.: „Nein, wie die Zeit vergeht! Nezt bin ich bereits schon 10 Jahre verheiratet! Meine Frau und ich repräsentieren ein Alter von 70 Jahren. Nath einmal, lieber Freund, wie wir uns in diese 70 Jahre theilen?“ — B.: „Nun, Deine Frau ist die Sieben... Du bist die Null!“

Nüchterne Auffassung. Dame: „Herr Medizinalrath, was sagen Sie zur Frauenbewegung?“ — Medizinalrath:

„Was ich immer gesagt habe, Gnädigste;... Daß sich Frauen im Gange zu wenig Bewegung machen.“  
Schr. richtig! Gattin: „Gieb den Gedanken an die Luftschiffahrt auf, lieber Karl. Ich ängstige mich noch zu Tode!“ — Gatte: „Unnötige Besorgniß, liebes Kind! Es sterben mehr Leute im Bett, als im Ballon!“

Häusliches Zwiegespräch. Frau: „Gieb dir keine unnötige Mühe, Feig, du hast meine Hand begehrt und kannst nicht sagen, daß ich dir nachgelaufen sei.“ Gatte: „Nein, Marie. Die Mausfalle läuft niemals der Maus nach, aber gefangen wird die arme Maus doch.“

### Vom Büchertisch.

(In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Händlicher Bilderbogen** von Oskar Justinus. (Aus dem literarischen Nachlaß.) Preis gebettet 4 M., gebunden 5 M. (Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunz- und Verlags-Anstalt von S. Schottlaender.) Oskar Justinus, durch dessen vor Kurzem erfolgten Tod das deutsche Publikum eines seiner lebenswürdigsten und gemüthreichsten Dichter beraubt wurde, zeigt in diesem aus seinem literarischen Nachlaß zusammengestellten Buche alle die Vorzüge, die ihn zu einem der bevorzugten Lieblinge der deutschen Lesewelt gemacht haben: seine getreue und dabei poetisch verklärte Wiedergabe des Kleinlebens, seinen herzliche, ungekünstelten Humor, seinen, mancherlei Zeitschwächen geistvoll und treffend beleuchtenden, aber stets gutmüthigen Spott, seine durch den Scherz warm hindurchbrechende Menschentiefe, seinen sinnigen Ernst in der Behandlung tieferer Probleme. Nachlaß-Publikationen pflegen meist minderwertiges, vom Autor zurückgelassenes, unfertiges Material zu bringen; davon ist im vorliegenden Falle keine Rede. Diese Erzählungen, Humoresken, Märchen, Stimmungsbilder gehören zu den Weiten und Reichsten, was Justinus geschaffen. Möge der Herausgeber, Karl Brühl — der uns den Lebensgang und das literarische Schaffen des Verstorbenen in einer Einleitung, welche, freundschaftliche Gefinnung unbeschadet, der kritischen Unbefangenheit atmet, schildert — seine Verbeizung, eine Nachlese zu veranstalten, wahr machen!

— **Freundschaft.** Roman von A. von Klindowström. Preis gebettet 4 M.; fein gebunden 5 M. (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.) — Das moderne Berlin, die zur Weltstadt auswachsende Großstadt, das ist der Boden, auf dem der vorliegende Roman sich abspielt. Den Mittelpunkt der Darstellung bildet ein interessanter Konflikt, den ein feingestimmtes Frauengemüth in einer aus den verschiedenen gesellschaftlichen Elementen zusammengelegten Umgebung durchzumachen hat. Die Darstellung ist realistisch lebendig und läßt die einzelnen Figuren mit ihren persönlichen Gegensätzen sich klar und bestimmt von dem charakteristisch veranschaulichten Hintergrunde abheben. Das ganze Werk darf als ein in besten Sinne modernes bezeichnet werden, da es lediglich Ideen unserer Zeit verarbeitet und uns ein getreues Bild unseres Tageslebens wiedergibt. In einem einheitlichen Grundton gehalten, übertrifft es durch eine Fülle von anregenden und fesselnden Einzelheiten.

— **Das braune Aunel.** Roman von Franz Wichmann. Preis gebettet 4 M.; fein gebunden 5 M. — (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.) In origineller Weise führt dieser Roman uns in die Kreise des Münchener Lebens ein, und zwar zunächst in die Sphäre der akademischen Welt und des mit dieser so vielfach sich berührenden Kleinbürgerthums. Lebendige, der Wirklichkeit abgelauschte Szenen wecheln gleich zu Beginn unsere Aufmerksamkeit und machen uns empfänglich für die aus ihnen sich entspinneude schlichte Herzengeschichte. Scheint diese schließlich auch einer tragischen Lösung entgegenzudrängen, so bereiten uns doch die vielen mit gutem, naturwüchsigem Humor behandelten Episoden auf den friedlichen versöhnenden Ausgang vor. Die frische Darstellung verleiht dem Werke einen besonderen Reiz, zumal sie uns die bayerische Hauptstadt von einer Seite kennen lehrt, die sich dem Blicke des nur flüchtigen Beobachters und des zu kurzer Reiserast in dem in seiner Eigenart so unvergleichlichen, kunstbelebten und hiesigen Bier- und Wirthshaus-Wanderers entzieht. Der Roman bietet daher, ganz abgesehen von seinem dichterischen Werth, ein Kulturbild dar, das seine Lektüre zu einer ganz besonders anregenden macht.

— **Ein neuer Roman von W. Heimburg** beginnt soeben in der „Gartenlaube“ zu erscheinen (Heft 10). Für weite Kreise unserer deutschen Lesewelt ist das stets eine wichtige Kunde, denn gleich nach ihrer Vorgängerin E. Marfitt hat sich W. Heimburg in allen Schichten des deutschen Volkes eine Beliebtheit errungen, die weit über das Durchschnittsmas hinaus geht und alle Aufsehtungen reich überdauert. Und in der That verrieth W. Heimburg in nicht gewöhnlichem Grade über die Kunst, die Leser in ihren inneren Gefühlen zu packen und sie in Schmerz und Freude ganz mit den Personen fühlen zu lassen, welche die Helden und Heldinnen ihrer Romane bilden. Darin liegt offenbar der Reiz, den W. Heimburg ausübt und der auch bei ihrem neuesten Werk, man möchte sagen, von den ersten Zeilen an, sich geltend macht.